



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Germanische Heiligtümer

Teudt, Wilhelm

Jena, 1934

16. Germanen in Germanien

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79278](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-79278)

16. Germanen in Germanien

In hervorragender Weise kann uns die Frage der germanischen Besiedelung Germaniens, und zwar zunächst des Gebietes, in dem sich die wichtigsten der in dieser Schrift behandelten germanischen Heiligtümer befinden, zu einem Beispiel dafür dienen, daß sich die Klarstellung hochbedeutsamer Fragen in der gegenwärtigen Lage der Beurteilung eines einzelnen wissenschaftlichen Zweiges entzieht, und daß es jetzt dringend ist, auch gewisse Voraussetzungen nachzuprüfen, die unser Geschlecht von den vorangegangenen Geschlechtern übernommen und beibehalten hat.

Wir gelangen dabei zu der Fragestellung: Sind die gewohnten Anschauungen über die Wanderungen und Verschiebungen ganzer Völkerschaften und Stämme — nicht nur der Bevölkerungsüberschüsse — auf germanischem Boden überhaupt noch haltbar?

Über die Besiedelung der Gegend an den Lippequellen äußerte sich Kossinna im Anschluß an meinen Aufsatz über die Pflanzstätte der Astronomie in Desterholz folgendermaßen: „Über die astronomischen Dinge mich auszusprechen, fühle ich nicht den Beruf. Wenn aber wirklich eine astronomische Pflanzstätte zwar nicht schon während der frühen, aber während der älteren Bronzezeit zu Haus Gierken bestanden haben sollte, so kann es sich nicht um eine germanische Anstalt gehandelt haben.“

Nun würde es zwar für die Anerkennung der Pflanzstätte nichts ausmachen, wenn ich den Ausdruck änderte und statt von „Germanen“ von „Bewohnern dieser Gegend in jener Zeit“ spräche. Aber ich möchte das nicht tun; denn ich habe mich von einer ganz anderen Lage der Dinge überzeugt. Daß diese Gegend, nämlich das Sennegebiet, am Südwesthange des Osning zwischen Kohlstadt und Ordinghausen in vorgegeschichtlicher Zeit entweder stark besiedelt oder ein bevorzugtes Begräbnisgebiet für die angrenzenden Stämme weit her gewesen ist, beweist die erstaunliche Menge von Hügelgräbern, die gemäß einer alten Karte (von Tappe) vor 100 Jahren in noch weit größerer Zahl vorhanden waren. Es sind Hügelgräber (tumuli), da das vereiste Gebiet von Norden her nur bis zum Gebirge reichte und Findlinge, wie sie in Nordwestdeutschland zum Gräberbau dienten, hier nur selten und in geringer Größe zur Verfügung standen.

Die letztere der beiden Annahmen — bevorzugtes Begräbnisgebiet — ist die weitestwahrscheinlichere, nicht nur wegen des kärglichen Sandbodens, der keine zahlreiche Bevölkerung nährt, sondern auch im Blick auf die alte Geschichte der Gegend nebst den in dieser Schrift aufgewiesenen Ergebnissen der Landschaftsforschung, mit denen wiederum der Name des Gebirges Osning übereinstimmt, der meines Wissens niemals anders als Usenegge = „Gebirge der Usen“ gedeutet ist.

Die wie es scheint fast völlige Ausraubung der Hügelgräber hat alle Schlüsse auf ihre Entstehungszeit und die Stammeszugehörigkeit der Siedler unmöglich gemacht. Kossinna zieht daher Funde aus der Nachbarschaft bis auf erhebliche Entfernungen von 40 km zur Begründung seines Urteils heran — etwa 20 — und sagt, daß der Ertrag auf felsiger Seite ungleich reicher sei als auf germanischer Seite. Kossinna selbst hat durch seine köstliche Schilderung der Keltomanie sehr ernstliche Zweifelsfragen angeregt, ob denn nicht mit diesem merkwürdigen Treiben noch gründlicher aufgeräumt werden muß, als er selbst es tut. Das ist mittlerweile durch Gustav Neckel¹ geschehen.

¹ Neckel, Germanen und Kelten, Winter, Heidelberg 1929.

Wer seinen Ausführungen folgt, fragt sich, ob denn für den gesamten Zeitraum der Besiedelung Germaniens durch Germanen von einem Haufen keltischer Bewohner auf germanischem Boden überhaupt noch die Rede sein darf!! Es steht fest, „daß zutreffendes Wissen über Germanen im klassischen Süden ebenso alt ist, wie über Kelten“. Dabei werden die beiden Völker mehrfach miteinander verwechselt, so daß Germanen gemeint sein können, wenn von Kelten geredet wird. Trotzdem ist ihre Unterschiedlichkeit unzweifelhaft und die Trennung ihrer Sprachen muß erheblich älter sein, als ihre Erwähnung. Dazu kommt die Bedeutungslosigkeit und Unsicherheit weniger keltischer Worte (Flußnamen), die man in Germanien zu finden glaubt. Zu denen, die an dem Keltenirrtum mitschuldig sind, gehört Mommsen. Meckel kann diesem berühmten Geschichtsschreiber den Vorwurf nicht ersparen: „Unter allen Umständen liegt aber die Voreingenommenheit des Geschichtsschreibers auf der Hand.“ Also wieder Voreingenommenheit, immer zu Ungunsten der Germanen!

Diese ist natürlich bei dem um die Germanenforschung hochverdienten Kossinna nicht vorhanden. Aber er hat sich tief verwickelt in die Überschätzung der Bodenfunde zur Bestimmung von Völkern und ihrer Wohnsitzveränderungen. Wenn Gebrauchsgegenstände in gleicher Form im Germanenlande wie im Keltenlande auftreten, dann tritt Jakob-Friessens Wort in Geltung: „Nie dürfen wir uns auf den Standpunkt stellen, daß eine neue Kultur“ — so unglücklich nennt man das bloße Vorkommen anderer Gebrauchsgegenstände — „in einem Gebiete auch ein neues Volk bedingt.“

Kossinnas Meinung, daß als Bewohner von Osterholz in der älteren Bronzezeit eher Kelten als Germanen angenommen werden müßten, hat obendrein eine erstaunlich schmale fundarchäologische Grundlage. Wir müssen in seiner Beweisführung¹ hören, daß die wenigen Abfaßbeile die hier zunächst „für die Kelten in Frage kommen“ sich in unvorschriftsmäßiger Weise verhalten, weil sie „ziemlich erheblich auch in den Süden des germanischen Nteils der Provinz Hannover vorgebrungen sind“, wo von einer keltischen Besiedelung gar nicht geredet werden kann, wir müssen hören, daß das „Lönsberger Stück, welches verziert ist“, von Krebs für einen „Vertreter des nordischen Typus“ gehalten wird, während Kossinna dafür keinen zwingenden Grund sieht und es nicht auf die germanische Seite buchen will; wir müssen hören, daß auch über eine Dolchform aus den Gräbern von Rodenberg zwischen Kossinna und Schwanold keine Einmütigkeit herrscht. Das ist bei den wenigen zum Beweise zur Verfügung stehenden Gegenständen reichlich Unsicherheit, zu der aber noch die bekannten schwerwiegenden allgemeinen Bedenken hinzukommen.

Wie, wenn der Tauschhandel, durch den die Gebrauchsgegenstände von einer Völkerschaft zur andern gingen, einen weit größeren Umfang gehabt hat, als der eine oder andere Archäologe jetzt annimmt, ohne für seine Annahme eine Beweisunterlage aufweisen zu können? Dann fällt sein ganzes Gebäude zusammen. Und woher nimmt er seine Ansicht über das Verfertigungsland? Wenn es sich nicht um massenhaft auftretende Stücke handelt, dann liegt geradezu die Gefahr der Verwechslung der Einfuhr- und Ausfuhrgegenstände vor! Die Tendenz der fortschreitenden Erkenntnisse geht in der Richtung, daß es zwischen den alten Völkern einen überaus lebhaften Handelsverkehr gegeben hat. Die Bedeutung der Marken liegt auch auf dem Gebiete des Warenaustauschs zwischen den anliegenden Völkern und nicht umsonst haben

¹ Mannushefte, 19. Band, Heft 2 S. 162 ff.

die Plätze, wo dieser Verkehr vor sich ging, bis zum heutigen Tage den Namen „Markt“ erhalten.

Wie ferner, wenn das geringe Fundergebnis aus einem so großen Gebiete — viele 100 qkm —, mit dem Kossinna rechnet, durch neuere Funde weit überboten wird, aus denen von ihm ganz andere Schlüsse gezogen werden könnten? Das ist bei dem Anwachsen der Funde in dieser früher vernachlässigten Gegend nicht nur möglich, sondern Tatsache, und viele neuerliche Funde waren Kossinna noch ganz unbekannt. Dazu gehören, außer dem Ertrag jahrlanger Ausgrabungstätigkeit Schwanolds, die bedeutenden steinzeitlichen, bronzezeitlichen und eisenzeitlichen Siedlungsfunde des Herrn Lehrers S. Diekmann¹ in Örlinghausen, sowie die Auffindung großer Felder von Steinhügelgräbern durch W. Düsterjef bei der Ziegenbergwarte (Abb. 73) bis zu 100 Gräbern und im Leistruper Walde bis zu 50 Gräbern schon durch Scheppe. Auch die Gräberstätte am Kreuzkrug ist zu erwähnen. Das alles schließt eine starke Verschiebung der archäologischen Urteilsgrundlagen in sich und mahnt zur äußersten Vorsicht gegen jedes einschränkende chronologische und ethnologische Urteil.

In der Archäologie sind solche Erwägungen stets angestellt, und es ist davor gewarnt worden, aus dem Vorkommen von Gebrauchsgegenständen in einer Gegend den Schluß auf ihre Besiedelung durch die Völkerschaft zu ziehen, der man die Herstellung zuschreibt. Aber nicht immer ist die gebotene Zurückhaltung geübt worden. Jakob Friesen² schreibt: „Die grundsätzliche Frage, wie weit ein Volk mit einer bestimmten Kultur identisch ist, kann nur von der Wissenschaft der Völkerkunde gelöst werden“, d. h. ein Volk läßt sich nicht allein durch Beile, Fibeln, Urnen und dergleichen bestimmen.

Die Annahme einer nichtgermanischen Besiedelung der Gegend der Lippequellen wegen der unzureichenden Beweise abzulehnen, hat um so mehr Berechtigung, als das Land mit germanischen Orts-, Flur- und Bergnamen ohne fremde Beimischung übersät ist und auch sonst jeglicher Grund fehlt, die dauernde Besiedelung durch Germanen zu bestreiten. Wo wir nicht vor einleuchtende Beweise gestellt werden, die uns eines anderen belehren, haben wir das Recht anzunehmen, daß die Bewohner eines Gebietes in Germanien Germanen gewesen sind. Ich glaube, daß dies ein guter und richtiger Standpunkt ist. Obendrein können wir uns auf Tacitus (Germania 2) berufen, nach dessen Kenntnis der Dinge die Bewohner Germaniens Eingeborene sind, „deren Rassenreinheit keineswegs durch gewaltfames Eindringen oder friedliche Aufnahme von Fremden gelitten hat“. Aber wichtiger noch als Tacitus ist die schlichte Beweiskraft der vorliegenden Tatsachen.

Es sind sowohl die sprachwissenschaftlichen als auch die fundarchäologischen Gründe, die — unter Überschätzung ihrer Beweiskraft in Verbindung mit einer irrigen allgemeinen Anschauung über die Voraussetzungen von Völkerverschiebungen — ein verworrenes und erschreckendes Gesamtbild von den Besiedelungsverhältnissen des alten Germaniens zustande gebracht haben. Verworren, verwirrend und unglaubhaft auch um deswillen, weil man nicht entfernt zu einheitlichen Ergebnissen gekommen ist, sondern die Ansichten der einzelnen Forscher weit auseinanderklaffen. Erschreckend, weil Germanien nicht mehr das Land der Germanen bleibt, wie es uns Tacitus schildert, sondern zum Tummelplatz sich verdrängender Völkerschaften und Stämme wird.

¹ „Germanien“ 2. Folge, Heft 1 u. 2, u. sein Buch im Wittelindverlag, Bielefeld. ² A. a. O. S. 138.

Es ist nicht zu verwundern, daß diejenigen, die sich von dem Wirbel dieser Spekulationen gutgläubig mitreißen lassen, nur sehr schwer an eine stetige Kulturentwicklung auf germanischem Boden glauben können. Groß genug ist die Bedrängnis Germaniens besonders von Osten her oft gewesen, und das ganze ostelbische Gebiet weist die schweren Unterbrechungen der Germanenkultur auf. Aber selbst dort ist so viel unbedingt Germanisches aufgefunden, daß ein Zurückfinden zu einer schlichteren und darum natürlicheren Auffassung der Dinge, auch für unseren Osten, vorbereitet ist.

Der Desterholzer Sonderfall, dem sehr viele andere mehr oder weniger ähnliche an die Seite gestellt werden können, richtet unsere Aufmerksamkeit nunmehr auf die Gesamtfrage der Völkerwanderungen auf germanischem Boden.

Es ist eine unserer Archäologie zu dankende allgemein anerkannte Wahrheit, daß in Germanien mindestens seit der jüngeren Steinzeit der Ackerbau betrieben worden ist innerhalb der durch die sonstigen Verhältnisse gegebenen Grenzen. Das bedeutet, daß die Bewohner sich durch ihre Mühe und Arbeit den für ihren Ackerbau erforderlichen Grund und Boden aus dem Urzustande herausgewonnen haben.

Es gehört immerhin eine enge, wenn möglich von Geburt an vorhandene Fühlung mit der Ackerwirtschaft dazu, um begreifen zu können, was es bedeutet, aus Unland tragfähiges Kulturland zu machen und es dauernd als solches zu erhalten. Unzählige Städte, die sich die Sache so einfach dachten, sind sonst und auch jetzt bei den Siedlungsbestrebungen der Nachkriegszeit inmitten dieser Arbeit zusammengebrochen. Wenn über Wanderungen und Verschiebungen von Völkerschaften die Rede ist, die nicht nur Jagd und Weidewirtschaft, sondern auch Ackerwirtschaft betrieben haben, so ist es offenbar ganz unerlässlich, daß der Urteilende das für einen Landmann wirtschaftlich und seelisch Mögliche sorgsam von dem wirtschaftlich und seelisch Unmöglichen unterscheiden kann. Ich habe es nicht in Erfahrung bringen können, wer eigentlich die allerersten Urheber der herrschenden Anschauungen über die germanischen Völkerwanderungen, insbesondere auch über die sogenannte Völkerwanderung gewesen sind, dieser Anschauungen, die dann, wie es scheint ohne Bedenken, von Geschlecht zu Geschlecht sich bis auf uns verpflanzt haben. Aber die Anschauungen können nur in den Köpfen von Männern entstanden sein, die entweder auch noch den Germanen der Völkerwanderungszeit keinen Ackerbau zutrauten, oder deren Väter schon eine ackerbautreibende Bevölkerung nicht mehr kannten und verstanden, die also die Fühlung mit dem Bauer verloren hatten.

Ihre Völkerwanderungslehre erwies sich in der Geschichtswissenschaft freilich als ganz hervorragend brauchbar, um auch die schwierigsten völkerekundlichen Fragen zu lösen. Es machte danach keine Schwierigkeit, Länder auszuleeren und Länder zu füllen und staunenswerte Züge zu weit entfernten Zielen zu führen. Unter der Herrschaft dieser Lehre wurde Germanien nebst angrenzenden Ländern zum Schauplatz sich gegenseitig mit Kind und Regel, mit Sack und Pack vertreibender Völker und Stämme gemacht.

Die ganzen Völker sollen ausgewandert sein, entweder von anderen andrängenden Völkern besiegt und vertrieben, oder freiwillig, von Wanderlust ergriffen. Nach-

her waren sie von ihren Wohnplätzen verschwunden und andere saßen da. Allenfalls ist davon die Rede, daß ein Rest Greise und Schwache dablief, um dann in der neuen Bevölkerung aufzugehen.

Diese Ansichten mögen auch von Strabos Bericht (VII, 1—3) über die Nomadenhaftigkeit der Sueben beeinflusst sein, dem jedoch Cäsars Bericht (B. G. IV, 1) über eben diese Sueben völlig entgegensteht. Cäsar hat wenigstens eine Ahnung von den wohlgeordneten Zügen des Bevölkerungsüberschusses gehabt, wenn er auch durch die Annahme jährlicher Rückkehr derselben gänzlich in den Mißverständnis hineingerät.

Mit der üblichen Wanderungslehre verknüpfte sich die Vorstellung von der Gefährlichkeit und Feindseligkeit der germanischen Stämme untereinander überhaupt, obgleich die sich zeigende Einheitlichkeit des germanischen Volks in Sprache, Religion, Recht, Sitten und sonstiger Kultur solcher Vorstellung durchaus widersprach. Natürlich hatten die Stämme ihre Streitigkeiten und Kämpfe, aber die Zerrissenheit muß geringer gewesen sein, als im Mittelalter bis in die neuere Zeit hinein, geringer auch als die Zerrissenheit der Griechen.

Wir scheint, daß es an der Zeit ist, nach Erwägung aller Umstände insbesondere auch der Psyche eines ackerbautreibenden Volks und aller sonstigen neuen völkerkundlichen Erkenntnisse über Germanien den Satz aufzustellen:

Durch Waffengewalt kann ein ackerbautreibendes Volk gänzlich ausgerottet werden; jedoch es läßt sich eher zerschlagen, unterwerfen und zu Knechten machen, als daß es von seinem Lande vertrieben werden kann; niemals aber faßt es freiwillig den Beschluß der Auswanderung, ohne unter dem Zwange von Naturgewalten (Klimawechsel, Überschwemmung u. a.) zu stehen.

Zuerst ganz, dann in den Ferien bin ich unter der Dorfjugend aufgewachsen und auch später habe ich Freude und Leid des Landmanns mit erlebt, zuletzt und bis heute als Besitzer eines Bauernhofs. Wenn die Arbeit auf dem Acker, aus dessen Bebauung mein Vater den größten Teil seines Pfarrgehältes gewinnen mußte, drängend war, half ich dem Knecht beim Pflügen und Ernten und lernte kennen, was der Schweiß des Landmanns und seine Verbundenheit mit der Scholle bedeutet. Schon damals habe ich über die Wanderung der Cimbern und Teutonen mit Vorliebe nachgedacht und nahm — wie ich noch glaube, mit vollem Recht — bei den alten Germanen etwa dieselben Empfindungen an, wie sie der deutsche Ackerbauer noch heute hat. Meine jetzige Beurteilung der Frage geht auf die damaligen Gedanken zurück.

Weder die Cimbern und Teutonen, noch die Goten, Vandalen, Langobarden und alle die andern als Eroberer auftretenden Stämme konnten als besiegte, landflüchtige, mit Feuer und Schwert verdrängte Menschen, weit in die Welt hinausgezogen sein. Schon der Durchzug durch die von andern Völkerschaften bewohnten Länder, wieviel mehr noch das kriegerische Auftreten gegen Roms Heere, bedurfte der inneren Ausrüstung mit starkem Selbstbewußtsein und einer äußeren Ausrüstung mit allem notwendigen Kriegsgerät. Ebenso nötig waren Verpflegungsvorkehrungen, welche eine Dauerernährung der Massenheere, die obendrein von Weibern und Kindern des Stammes, den Alten, Schwachen und Kranken, von Knecht und Magd begleitet waren, vorsahen. Da die unterwegs sich zur Ernährung bietenden Möglichkeiten: Jagd, Plünderung und Einsammeln von Wildfrüchten auf dem durchzogenen Landstreifen, mögen wir ihn uns auch sehr breit vorstellen, nicht entfernt ausreichten, so mußte die Verpflegung im wesentlichen auf den mitgeführten Herden beruhen. Aber der Viehstand eines auch nur in beschränktem Maße den Ackerbau treibenden Volkes mußte in einer mehrere Jahre währenden Vorbereitung schon vorher auf die für ein Nomadenvolk nötige Höhe gebracht werden, bei der von vornherein das Abschlagen in Rechnung zu setzen war. Auch sonst, was Gefährte, Zelte, Ausrüstung anlangt, mußte man sich völlig auf das Nomadenleben umstellen.

Das alles ist im einzelnen gar nicht zu schildern und hat eine Tragweite, daß es sowohl wirtschaftlich

wie psychologisch nur als ein umgekehrter Entwicklungsvorgang, nicht aber als Ausführung von Beschlüssen oder Befehlen vorstellbar ist. Schon die Fassung solcher Beschlüsse, die ja so ziemlich einstimmig gedacht werden müßten, wenn sie Sinn und Folge haben sollten, und erst recht die Ausgabe von Befehlen, wodurch ein Ackervoll veranlaßt werden soll, sich innerhalb einiger Zeit auf ein Leben als Nomadenvoll umzustellen, muß als etwas ganz U n m ö g l i c h e s angesehen werden.

Eine Ackerbau treibende Bevölkerung hat feste Wohnungen, Ställe, Scheunen, und selbst in den denkbar einfachsten Verhältnissen Hausrat, Werkzeug und Ackergeräte, kurz ein unbewegliches und bewegliches Eigentum, welches mit Fleiß und Sorgfalt und Mühe, mit Freude und Liebe zur Sache beschafft ist, das aber nicht mit auf die Wanderung genommen werden kann, sondern preisgegeben werden muß. Sie hat Garten und Feld, an dem der eigene und der Väter Schweiß lebt und zu dem ein starkes inneres Verhältnis besteht. Auch wenn wir den unmöglichen Wanderungsbeschluß eines Stammes doch als möglich annehmen wollen — die letzten Tage, die Preisgabe, der Abschied, der wirkliche Fortgang — das alles gehört in das Gebiet v ö l l i g u n h a l t b a r e r V o r s t e l l u n g e n vom grünen Tisch aus.

Es würde zu weit führen, auch auf die ungezählten Schwierigkeiten einzugehen, die sich noch verschärfen, wenn z. B. an das allmähliche Eintreten der Lage oder an halbe Maßregeln, an das Daheimbleiben alter kranker und schwacher Familienglieder oder an das Zurücklassen der Unfreien und Knechte gedacht wird, oder an Gewalttätigkeit gegen die im Wege wohnenden Völkerschaften, oder an eine unbedachte Art der Leitung des Ganzen, oder an eine Sorglosigkeit hinsichtlich der Verpflegung und des Zieles. Ergebnis: Weder auf erzwungene Landflüchtigkeit noch auf freiwilligen Abzug können die Wanderzüge germanischer Stämme, die bereits Ackerbau hatten, zurückgeführt werden.

Es bleibt gar nichts anderes übrig, als die wohlbegründete sinnvolle Erklärung: Die streitbaren Söhne, die auf Hof und Acker ihrer Sippen entbehrlich und überflüssig waren mit ihren Frauen und Kindern, wurden, wenn in einem Stamm ihre Zahl ausreichend groß geworden war, aufs beste zu einem Wanderzuge zwecks Gewinnung eines neuen Wohngebietes ausgerüstet und ausgesandt. Ihre Verpflegung wurde auf lange hinaus durch ein sorgfältiges Versorgungssystem unter Benutzung eines mit den andern Stämmen vereinbarten Wanderweges oder der für Wanderungen frei gegebenen Markenstraßen vorbedacht.

Mit dieser befriedigenden Annahme werden zugleich die archäologischen Rätsel gelöst, die sich aus dem gänzlichen Mangel an wirklichen Beweisen für einen Wechsel von Stammsitzen ergeben, wie sie uns aus der Völkerwanderungszeit doch wohl irgendwo und irgendwie entgegentreten müßten.

Die Unbeweglichkeit der Ackerbauer wird durch die Geschichte aller Völker in allen Zeiten bestätigt erscheinen, sobald wir kritisch die Berichte und Urteile Fernstehender auf ihren tatsächlichen Wert zurückführen, den sie für die Klarlegung solcher Geschehnisse haben können. Zur Bestätigung dienen auch solche geschichtlichen Fälle, wie der Zug der Salzburger, mehrere Ausfahrten griechischer Kolonisten, der Auszug der Kinder Israel oder gar die Elendszüge unter Karl d. Gr., weil sie einen ausgeprägten Sondercharakter tragen, während die Fälle sehr starker Auswanderung ins Ausland (Siebenbürgen, Südrußland, Amerika), bei denen die Hofbesitzer mit ihren Familien und Zuhör zurückbleiben, überhaupt nicht in Betracht kommen.

Ohne Einschränkung bleibt also die Folgerung gültig: Die vermeintlichen Wanderzüge bereits sesshaft gewordener ganzer germanischer Stämme sind in Wirklichkeit anzusehen als die durch die Landverhältnisse bedingten, ordnungsmäßig von dem sesshaft bleibenden Stamm ausgerüsteten Züge des *Bevölkerungsüberschusses*, der in ein neues Siedlungsland zieht und es nötigenfalls erobert. Mitteilungen wie

sie Tacitus Germania 29 über das Verhältnis der Bataver und Chatten bringt, können richtig gelesen hierfür als Bestätigung dienen.

Besondere Anregung bietet die Geschichte der Goten und Sachsen. Die Meinung, daß die Goten, von den Alanen und Hunnen besiegt und getrieben, die Donau überschritten hätten und in solcher jämmerlichen Verfassung alsbald die Sieger über Kaiser Valens bei Adrianopel geworden seien, findet noch nicht einmal in dem Bericht des Ammianus Marcellinus ausreichende Stütze. Denn dieser unterscheidet diese „anderen Völker der Goten“ von den durch die Alanen und Hunnen besieigten Goten Ermanrichs; er spricht außerdem nur von dem „größten Teil des Volkes“, wonach also der andere Teil in seinen Wohnsitzen geblieben ist. Auch die unterworfenen Ostgoten Ermanrichs verließen ihr Land nicht. Über den Hunnenstamm, seine völkische Abstammung und seine kulturelle Beschaffenheit wird wahrscheinlich der Gang der Forschung neu eröffnet werden müssen, während es mir, wie ich glaube, bereits gelungen ist, den Irrtum über die Vorgänger der Goten und Hunnen, über den Skythenstamm aufzudecken und ihn zu den edlen östlichen Germanenstämmen zuzurechnen¹, wie es bereits durch die Forschung Wislers² vorbereitet war. Über die Vandalen lese man Gustav Freytag³ nach.

Was die Sachsen anlangt, so ist es erstaunlich, daß sich die unmögliche Auffassung hat halten können, als ob ein kleiner Stamm mit dem Namen Sachsen aus dem holsteinischen Lande heraus die Stämme Nordwestgermaniens bis hin nach Essen a. d. Ruhr „verdrängt“ hätte, wie es noch vor wenigen Jahren ziemlich allgemein angenommen worden ist. Es ist sogar fraglich, ob es einen Sachsen-„Stamm“ gegeben hat, und ob nicht der Name von vornherein ein Sammelname, später der Bundesname gewesen ist, durch den sich das Verschwinden der alten Stammesnamen erklärt. Die Entwicklung des Sachsenlandes würde dann schon zu Ptolemäus Zeiten (Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr.) begonnen haben und gemäß einer Nachricht des Angelsachsen Beda Venerabilis um 700 n. Chr. durch zwangsweise Hereinbeziehung der Brukterer seiner Vollendung entgegengegangen sein. Derselbe Lauf der Dinge ist denkbar, wenn's einen Sachsen-„Stamm“ gegeben hat, — also ähnlich wie Preußen entstanden ist.

„Verdrängung“ der Chauken, Cherusker, Angrivarier, Brukterer, Marser, Sugambrier, nördlichen Chatten und aller der kleinen Stämme, die zusammen das Sachsenland Wittekind's bewohnten, hat ebensowenig stattgefunden, wie die Preußen die übrigen Deutschen des Preussischen Staates verdrängt haben.

Gewiß sind im Laufe der Zeit germanische Stämme von anderen Völkerschaften überwältigt und allmählich im Siegervolk aufgegangen, und auch im übrigen haben sich Vermischungsvorgänge mannigfacher Art und aus mannigfachen Gründen ereignet. Aber sofern solche Verhältnisse nicht geschichtlich nachzuweisen sind oder nicht in unmittelbarer Erscheinung treten, muß angenommen werden, daß in ganz Germanien alle Teile dauernd von denselben germanischen Stämmen besiedelt geblieben sind, die sich einst auf ihnen sesshaft gemacht haben. Schuchhardt trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er sagt, die Sachsen Wittekind's seien die unverfälschten Nachkommen der Steinzeitleute, die die

¹ Germanien, Folge 2, Heft 1. ² L. Wisler, Die Germanen, Leipzig, Th. Weicher 1920. ³ Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Megalithgräber gebaut haben. Mit gewisser Einschränkung kann dasselbe von allen germanischen Stämmen gesagt werden.

Das trifft zu, wenn auch ihre Namen gewechselt oder sich verschoben haben, wenn auch infolge politischer Herrschaftsänderungen, religiöser Spaltungen oder verschiedenartiger Handelsbeziehungen die Kultur der Bewohner sich verschiedenartig entwickelt hat bis hin zur Sprache, zu den Volkssitten und zur Verwendung von Gebrauchsgegenständen.

Wenn in unseren Städten eine nicht mehr bestimmbare Masse sich angesammelt hat, — auf dem Lande ist der Stamm der jetzhaften Bauernbevölkerung seinem Blute nach stets derselbe geblieben. Daß in manchen Gegenden die durch den neueren Verkehr, die Freizügigkeit und das Fabrikwesen entstandene Volksmischung vorweg in Rechnung genommen werden muß, wenn wir an die jetzige Bevölkerung denken, braucht nicht besonders dargelegt zu werden.

Wer es unternimmt, auf Grund der mannigfachen Mitteilungen der römischen und griechischen Schriftsteller sich ein Bild von den Wohnsitten der germanischen Stämme in jenen Zeiten zu machen, der sieht sich vor eine unlösbare Aufgabe gestellt. Es liegt gar kein Grund vor, in diesen Dingen an der Gutgläubigkeit und Zuverlässigkeit der Schriftsteller zu zweifeln, und doch kann die Verworrenheit ihrer widerspruchsvollen Berichte gar nicht schlimm genug geschildert werden. Auch wenn die schwierige Aufgabe, die verschiedenen Zeiten auseinander zu halten, von denen die Schriftsteller berichten, aufs sorgfältigste erfüllt ist, bleibt Verwirrung übrig.

Die Verwirrung wird sofort erklärlich, wenn wir annehmen, daß die alten Schriftsteller — ebenso wie die ihnen folgenden späteren Geschichtsschreiber — die eigentlichen Stammesitze nicht von den Sitten der ausgewanderten Stammesteile zu unterscheiden wußten. Daraus entstand bei ihnen selbst und bei den späteren der Irrtum von der Nomadenart der Germanen mit den sich anschließenden Irrtümern in der Kulturbeurteilung. Um die Verwirrung auf den Höhepunkt zu bringen, kam dann noch die fortwährende Verwechslung von Stammes-, Gau- und Ortsbezeichnungen hinzu, wodurch die Zahl der vermeintlichen germanischen Stämme ins Ungemessene stieg. Davon gibt Detmer-Kassel in einer noch ungedruckten fleißigen Zusammenstellung aller Nachrichten ein eindruckliches Bild.

Es ist wahrscheinlich, daß die Wanderzüge nur in den selteneren Fällen über die Grenzen Germaniens hinaus in fremde Länder gekommen sind und dort eine politische Rolle gespielt haben. In den häufigeren Fällen haben sie noch in den weiten, nicht von vornherein besiedelten Gebieten Germaniens, die gleichzeitig als Marken zwischen den Stämmen dienten, Platz gefunden. Dort, wo man sie als willkommene Verstärkung gern aufnahm, werden sie im allgemeinen in dem aufnehmenden Stamme aufgegangen und verschwunden sein. Wo sie aber zahlreich, stark und geschlossen genug waren, um in der Eigenart ihres Heimatstammes weiterleben zu können, da behielten sie ihren Namen und wurden zur Ursache der Irrtümer über die Stammsitze.

Zur Vervollständigung unserer, wie ich glaube, einleuchtenden und als Arbeitsannahme brauchbaren Vorstellung von den Wandervorgängen jener Zeiten haben wir die breiten Markengebiete zwischen den Stämmen auch als die gegebenen Wanderwege dieser Züge anzusehen. Die vielfach noch heute aufweisbaren alten

Straßen und Hohlwege, die sich innerhalb der Marken in ihrer Längsrichtung hinziehen, dürften ihre Entstehung weniger den Angehörigen der anwohnenden Stämme, sondern in erster Linie den das Land durchziehenden Händlern, dann aber auch diesen Wanderzügen zu verdanken haben. Auf diese Weise fällt die Belästigung der sesshaften Bevölkerung fort und es kommt Ordnung in unsere Vorstellungen.

Der Verlauf der Dinge ist gewiß auch manchmal ein anderer gewesen. Stämme, deren Marken auch bei Abgabe eines Strichs an den Wandertrupp noch breit genug geblieben wären, wollten keine Angehörigen eines anderen Stammes bei sich dulden; oder es kam mit anmaßend auftretenden Zügen zu blutigen Händeln. Wenn dabei der Wandertrupp — vielleicht verstärkt von der Heimat aus — die Oberhand behielt, dann waren immer noch solche Verhältnisse unglaublich, wie sie z. B. in Cäsars *Bellum gallicum* (IV, 1—19) hinsichtlich der von den Sueben bedrängten Ujipeten und Tenkterer berichtet werden, die dann ihrerseits wieder auf ihre nordwestlichen Nachbarn gedrückt hätten. Hier gilt unser „unmöglich“.

Gerade diese ziemlich ausführlich erzählte Geschichte bietet zahlreiche Handhaben, um sowohl die Verständnislosigkeit und Verdrehungskunst der römischen Geschichtsschreibung, als auch die Niedertracht der römischen Politik gegenüber den Germanen aufzudecken. Ein solches ernstliches Vorgehen gegen einen so gefeierten römischen Klassiker, wie es Julius Cäsar ist, würde bei unseren Romisten Entrüstung wachrufen, wenn wir uns in diesem Falle nicht in der Lage befänden, durch zwei Stellen aus Plutarch (Leben Cäsars, Kap. 22) kräftige Unterstützung zu haben. Aus der einen Stelle erfahren wir, daß man sogar in Rom über die Vertragsbrüchigkeit Cäsars gegen die Germanen entsetzt war, so daß Cato, als Cäsar ein Dankfest für die Vernichtung der Ujipeten und Tenkterer bewilligt werden sollte, seine Meinung dahin äußerte, Cäsar müsse zur Sühne seines Vertragsbruchs an die Germanen ausgeliefert werden! Cäsars Tat an den germanischen Führern, die sich in sein Lager begaben, muß daher noch eine Nummer schändlicher gewesen sein, als das schärfste kritische Auge es hätte aus dem Geschichtsbericht herauslesen können.

Blauer Dunst, daß am Zusammenfluß der Maas und des Rheins die ganzen Stämme der Ujipeten und Tenkterer — 430 000 Menschen — bis auf die verpflegungshalber abwesende Reiterei vernichtet seien; und als blauer Dunst wird auch der ganze Suedenschrecken der Ujipeten und Tenkterer anzusehen sein. Denn unmittelbar darauf finden wir die Ujipeten und Tenkterer (nicht nur die entkommenen Reiter) in ihrer alten Heimat zugleich mit den Sugambren im Bunde mit eben jenen Sueben, durch die sie verdrängt gewesen sein sollen! Als dann Cäsar seine berühmte Brücke über den Rhein geschlagen hatte, genügte die an ihn gelangte Nachricht von einer Erhebung des ganzen Suebenbundes, um ihn nach 18tägigem Aufenthalt zum schleunigen Rückmarsch zu veranlassen. „Er glaubte, der Ehre und dem Vorteil des römischen Volks genug getan zu haben.“ Plutarch aber meint in der zweiten Stelle, der Zug gegen die Sugambren (der sich ja dann auf nur 18 Tage beschränkte) sei nur ein Vorwand gewesen, „ruhmgierig, wie er war, habe er als erster mit einem Heere den Rhein überschreiten wollen“.

Wenn wir mit solchen Schlaglichtern, wie sie uns Plutarch in diesen beiden Stellen gibt, und wie sie ja auch sonst nicht ganz fehlen, die Geschichte der Beziehungen Roms zu Germanien kritisch ableuchten, und dabei auch auf die vielen teils auf Unkennt-

nis beruhenden, teils erlogenen Berichte über die kulturellen Verhältnisse Germaniens achtgeben, werden wir der Wahrheit ein Stück näher kommen.

Sinsichtlich der Wanderzüge haben wir zu lernen, daß sie von Haus aus auf guten Gründen beruhten, nach friedlichen, völkerrechtlich einwandfreien Grundsätzen unternommen wurden und auch im allgemeinen mit dem redlichen Willen der Befolgung dieser Grundsätze ausgeführt sein werden. Erst die im gleichen Schritt mit der Vermehrung der Menschen gewachsenen Schwierigkeiten, unvorhergesehene fremde Verhältnisse, das Mißtrauen der anderen Völker und das Auftreffen auf festgefügte Staatsgebilde führte in den uns bekannt gewordenen geschichtlichen Fällen auch da zu nichtgewollten kriegerischen Verwicklungen, wo die vorausgeschickten Kundschafter ausreichendes freies Siedlungsland gefunden hatten.

Daß die über die Grenzen Germaniens hinaus in den Osten, Süden, Westen und Nordwesten gelangenden starken germanischen Wanderzüge am neuen Orte zur Oberflucht über die bleibenden Eingeborenen wurden, ist eine Sache für sich, die in ganz hervorragender Weise zur Bestätigung unserer Gesamtanschauung von den Völkerwanderungen dient. Davon sagt Kossinna a. a. O. S. 232:

„Vom nördlichen Mitteleuropa von der Ostsee her und weiter dann von der oberen und mittleren Donau sind damals, im 3. Jahrtausend vor Chr., die großen Völkerbewegungen ausgegangen, die ganz Europa, vor allem Südeuropa und Vorderasien mit derjenigen Bevölkerung erfüllt haben, die unsere Sprache spricht, die Sprache der Indogermanen. Überall dort wurde mitteleuropäisches Blut die herrschende Rasse und hat, auch wie es allmählich in ein Nichts oder fast in ein Nichts verflüchtigt worden ist, zum ewigen Angedenken des weltgeschichtlichen Berufes unserer Stämme, wenigstens unserer Sprache, dort untilgbar den Vändern eingeprägt.“

Werden unsere Folgerungen als richtig anerkannt, dann wird Ruhe und Zuversicht in die germanische Forschung einkehren und wir werden nicht mehr von jedem unvermutet gefundenen ½ Duzend Topfscherben, deren Dasein in Wirklichkeit der Tüchtigkeit des Commis voyageurs seiner Firma vor 1500 oder 2000 Jahren zu verdanken ist, in die Unruhe versetzt werden, daß dessen Brüder und Vettern die Bewohner dieser Gegend sengend und mordend vor sich hergetrieben hätten.

Auch an den Lippequellen haben zur Bronzezeit germanische Ansiedler gegessen und geschafft und sind dort begraben, einerlei, ob der Germanenname erst später den Römern ins Ohr geklungen ist.

Die zeitlich vor den Germanen in der Bronzezeit Germanien von Nordosten her durchziehenden Kelten haben wir als germanenverwandt anzuerkennen. Einzelne keltische Flußnamen wurden seitens der nachrückenden Germanen beibehalten. Auf dem Boden Galliens sind die Kelten dann zu einer Mischvolke entartet; wie es uns von Julius Cäsar geschildert worden ist. Ob bis zur Merowingerzeit jemals Rückströmungen von Westen her nach Germanien stattgefunden haben, ist unwahrscheinlich; die vermeintlichen Beweise aus Bodenfunden können auch anderweitig erklärt werden.